



# Als das Holz noch zum Salz geführt wurde

**Die Wälder rund um Reichenhall waren schon früh abgeholzt. Das Holz fürs Salzkochen musste also von woanders kommen. Über die Trift auf der Saalach und die Reichenhaller Triftanlage.**

Von Stadtheimatspflieger  
Dr. Johannes Lang

Umfangreicher Waldbesitz bildete bis weit ins 19. Jahrhundert herauf die Voraussetzung für einen erfolgreichen Betrieb der Reichenhaller Saline. Bereits im Frühmittelalter waren die Forste der unmittelbaren Umgebung soweit aufgebraucht, dass man auf die Wälder aufwärts der Saalach ausgriff und sich der Pinzgau als maßgeblicher Energielieferant für die Saline Reichenhall herauskristallisierte. Dabei waren zwei energiewirtschaftliche Gesichtspunkte von Bedeutung: Zum einen stellt der Energieträger Holz zwar einen der wenigen nachwachsenden Rohstoffe dar, doch der Vorgang der Holzgewinnung ist gebunden an die nur langsam wachsende Schlagreife der Bäume, die – je nach Baumart – zwischen 60 und 160 Jahren liegt.

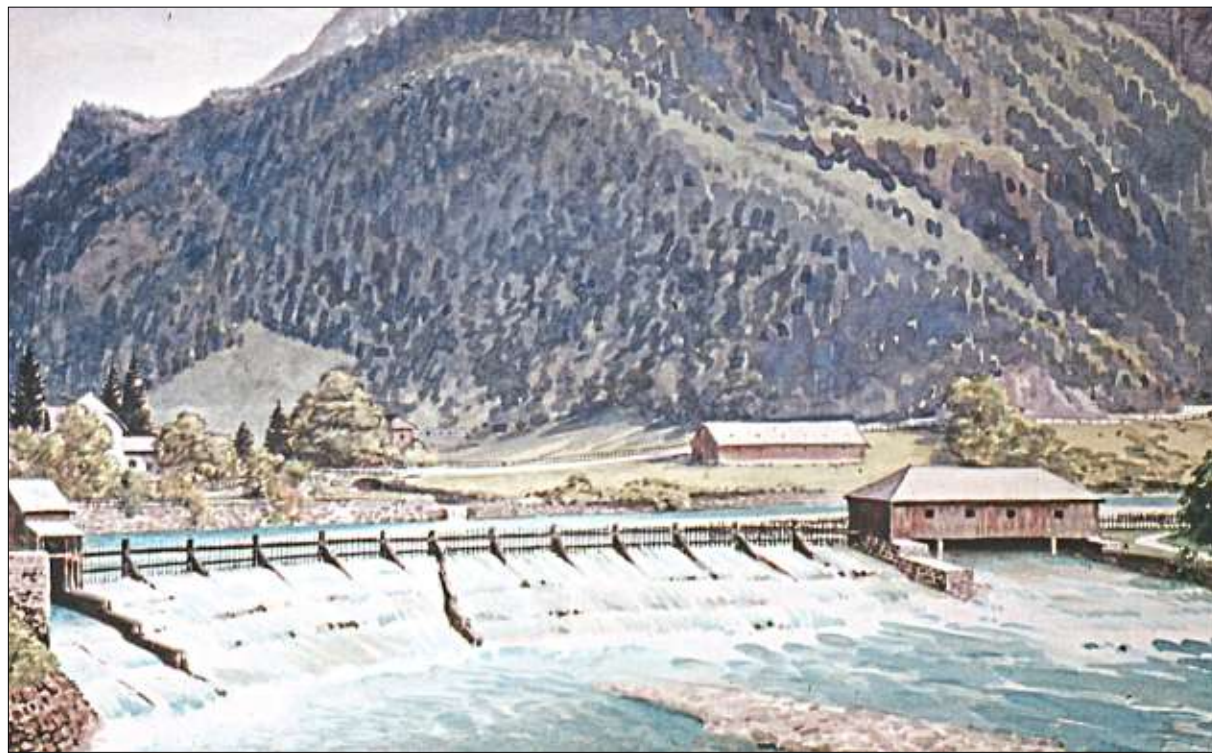
Der für die Saline in Frage kommende Waldreichtum musste daher beträchtlich sein, um einerseits sowohl diesem langen Zyklus, der in der Regel ein Menschenalter übersteigt, gerecht zu werden, als auch eine kontinuierliche Holzgewinnung zu garantieren. Zum anderen hatte man der Bringung des Holzes eine zunehmende Aufmerksamkeit zu widmen, je länger sich die Transportwege gestalteten. Das logistische System – den Energieträger Holz zum Rohstoff Sole zu bringen – war nicht unendlich ausreizbar, denn ab bestimmten Entfernungen stellten sich zwangsläufig Fragen der Rentabilität und Wirtschaftlichkeit.

## Salinarische Holzwirtschaft größter Arbeitgeber der Zeit

Die Reichenhaller Saline verfügte über den glücklichen Umstand, an einem Gebirgsfluss zu liegen, was für deren Fortbestand gar nicht hoch genug veranschlagt werden kann. Ohne die in den Kitzbühler Alpen entspringende Saalach wäre die Salzerzeugungsstätte auf Grund fehlenden Brennholzes nicht mehr in der Lage gewesen, das „Weiße Gold“ zu produzieren, was wohl noch im Hochmittelalter zu ihrer Schließung geführt hätte. Das holzwirtschaftliche Ausgreifen auf das Saalachtal bedeutete zudem die Schaffung einer Verkehrs- und Siedlungsinfrastruktur im Mitterpinzgau. Die Orts- und Flurnamen am Lauf der Saalach sprechen eine deutliche Sprache, denn viele von ihnen – so etwa Schneizreuth oder Reith bei Unken – sind mit den Tätigkeiten der Rodung und Urbarmachung verknüpft.

Somit stellen sich diese Orte gewissermaßen als Nebenprodukte der Maßnahmen zur Brennstoffversorgung der Saline Reichenhall dar. Bis in das 19. Jahrhundert lebte die Bevölkerung der Orte entlang der Saalach zum überwiegenden Teil von der Holzarbeit für das Triftwesen. Damit war die salinarische Holzwirtschaft der mit Abstand größte Arbeitgeber in der Region.

Besitzrechtlich verfügten die Siedeherrn von Reichenhall neben den Salinenanteilen auch über Waldungen und schließlich über Triftbäche sowie Triftanlagen. Salzpflanzen beispielsweise wurden stets zusammen mit



Der Triftrechen in Reichenhall um 1910, nach einem Gemälde von Franz Murr.

– Foto: Stadtarchiv



Die beim Saalach-Hochwasser von 1899 überflutete Weidwiese bei Kirchberg.

– Foto: Stadtarchiv



Für die Reichenhaller Saline bestimmtes Holz bei Unken wartet auf die Trift in der Saalach, um 1890.

– F.: Hohenwarter

Waldrechten, Bächen und Klauen veräußert. An den Ufern der Saalach schlugerte man Bäume, längte sie auf circa 90 Zentimeter lange „Blöcher“ ab und schwemmte – triftete – man diese flussabwärts.

Ursprünglich wohl nur als einfacher Flussterrass zum Herausfischen des Holzes vorgesehen, entwickelte sich das Saalachufer nahe der Stadt Reichenhall im Laufe der Zeit zu einem ausgeklügelten logistischen System. Dazu gehörten die baulichen Hauptelemente: Uferwehnanlagen, Triftrechen, Kanal und Holzgärten – das so genannte „Gries“. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts scheint die Triftanlage ihre riesenhafte, etwa 1,5 Kilometer Länge und 300 Meter Breite zählende Ausdehnung erreicht zu haben. Während die so genannten „Archen“ – Befestigungen aus Holz und Stein – das Ufer schützten, gelangten die „Blöcher“ auf den Hauptrechen, wo sie aufgefangen und über den künstlich geschaffenen Triftkanal der Schleusenwehr zugeleitet wurde.

Eine Sandkanalschleuse verhinderte das Eindringen von Kies in den Kanal, wogegen mit Hilfe einer so genannten Spiegelwehr auch bei Hochwasser die Regulierung der Wasserhöhe und des Wasserzuflusses im Triftkanal möglich war.

## Zusammen fast sechs Hektar Platz

Durch weitere Schleusen gelangte das Holz in die 2,3 Hektar große „Fürschlacht“, einen mit etwa drei Meter hohem Quadermauerwerk versehenen Schutzbau, in dem das Holz gefasst werden konnte. Hier erfolgte eine erste Vorsortierung. Ein nah gelegenes Haus, das noch heute als „Geisterhäusl“ bezeichnet wird, diente den Arbeitern bei der Holztrift.

Von der Fürschlacht aus erfolgte die Verteilung der Blöcher in die darunter liegenden vier Holzgärten („Angerl“, „Großer“, „Hammer“ und „Spitzgrund“), die zusammen eine Fläche von fast sechs Hektar aufwiesen und den Brennstoffbedarf für bis zu drei Jahre aufnehmen konnten. Die

notwendige Trocknung des Holzes vor der Verfeuerung erzwang ferner eine solch große Fläche für das salinarische Holzlager, zumal auch die für die Saline tätigen Küfer und Schmiede mit Holz versorgt werden mussten. Mit Hilfe von Schleusen und Stangenwehren konnte das Wasser, das die Stämme in die Höfe hinein befördert hatte, über Kanäle wieder in die Saalach abgeleitet werden. Bezeichnend für die Stadtansichten Reichenhalls seit dem 16. Jahrhundert sind immer wieder die im Vordergrund der Stadt aufgetürmten Baumstämme in den Holzgärten, die von weitem den Eindruck erwecken, als habe es neben der eigentlichen Stadt aus Stein auch eine solche aus Holz gegeben.

Auf dem Gries besaßen die einzelnen Siedeherrn für das ange-triftete Holz bestimmte Lagerplätze – die so genannten „Lannder“. Bevor das Holz zum Trocknen in Form abgemessener Stöße aufgeschichtet werden konnte, musste es – je nach Holzart und Zustand – getrennt werden, um entweder in den Pfannen, bei den Schmieden oder bei den Küfern Verwendung zu finden. Mit Fuhrwerken holten die so genannten „Laite-rer“, auch „Wag“- oder „Gamendl“ genannt, die getrockneten Holzblöcher ab, bevor der „Scheiterer“ die Zerkleinerung des Brennholzes vornahm. Für eine Siedeanlage arbeiteten jeweils zwei „Gamendl“ sowie ein „Scheiterer“, die in einer eigenen Zunft vereint waren. Nach Möglichkeit sollte für jede Pfanne ein ständiger Holzvorrat auf dem Gries verbleiben, um Notzeiten besser begegnen zu können. Dieser Empfehlung wurde freilich nur unzureichend Folge geleistet, obwohl gerade die verhältnismäßig einfach erscheinende Logistik des Brennholzes von den Holzgärten zur Saline erst 1509 klar geordnet wurde: Bis dahin war es immer wieder vorgekommen, dass noch nasses und unsortiertes Holz auf die Pfannen gelangt war. Brennholzdiebstahl untereinander war keine Seltenheit, da die einzelnen „Lannder“ nah beisammen lagen. Wie achtlos mit dem Holz teilweise umgegangen worden war, zeigt eine spätere Verordnung, wonach

beim kurzen Transport vom Gries in die Stadt die von den Wagen herabgestürzten Stämme nicht mehr am Wegrand liegen gelassen werden durften.

## Holztrift erstmals um das Jahr 1285 erwähnt

Bis zur königlichen Belehnung des Salzburger Erzbischofs mit dem Pinzgau im Jahre 1228 übte der Bayernherzog dort die Forsthoheit aus, die in verminderter Form an die Siedeherrn übergang. Nach 1228 hat man diese Rechte von Seiten des Erzbischofs, des neuen Herrn über den Pinzgau, offenbar nicht angetastet. Mit der Landesbildung Salzburgs vor der Mitte des 14. Jahrhunderts lag der zur Saline gewidmete Waldbesitz der bürgerlichen Siedeherrn Reichenhalls nun auf ausländischem Territorium – eine nicht unproblematische Rechtskonstellation. Erstmals erwähnt wird die Holztrift auf der Saalach um das Jahr 1285: Es sei das Recht des Herzogs und der Stadt Reichenhall, „was die Bürger bringen müegen Holztes zu der Sal.“ Denn indem der Salzburger Erzbischof den Forstzins erhielt, verpflichtete er sich, diese Holztrift – zumindest auf seinem Hoheitsgebiet – zu überwachen und für deren ungehinderte Durchführung zu sorgen.

Die in diesem Zusammenhang erwähnten „Irrtumb aus dem Berchland“ sollten sich in den kommenden Jahrhunderten zu ernsthaften außenpolitischen Konflikten zwischen Bayern und Salzburg ausweiten. Denn die etwa zum selben Zeitpunkt einsetzende sprunghafte Vermehrung der Schwaigenkolonisation – auf Viehwirtschaft spezialisierte Betriebe – wie auch der Almwirtschaft, verbunden mit der Rodung wertvollen Bergwaldes, musste zwangsläufig in Widerspruch geraten zu einer intensiven Waldwirtschaft. Der merkwürdige Umstand, wonach die Holzgewinnung auf Salzburger Boden fast gänzlich den Fortbestand der Reichenhaller Saline sicherte, die sich immerhin als Konkurrentin der salzburgisch-erzbischöflichen Saline Hallein verstand, barg

von Beginn an enormes Konfliktpotenzial. Die Übergriffe durch Salzburger Untertanen im Pinzgau auf die zur Reichenhaller Saline gewidmeten Waldungen erreichten zu Beginn des 15. Jahrhunderts einen ersten Höhepunkt, wie es ein Treffen zwischen dem Bayernherzog Heinrich XVI. sowie dem Erzbischof Eberhard IV. in Saalfelden 1412 andeutet: Die Reichenhaller Siedeherrn baten ihren Landesherren um Unterstützung wegen „ir groß Irrung und gebrechen und Schaden, das sye in des hochwürdigsten Fürsten Bischof Eberhardt zu Salzburg Gepirg mit Nachprennen, Nachreuten, mit Hayen und Einfengen und ander Schwendung an iren Welden lang Zeit gehabt habent“. Der Salzburger Metropolit veranlasste daraufhin die Auflösung sämtlicher bäuerlicher Einfriedungen, die in den letzten 30 Jahren errichtet worden waren. Eine passable Lösung für die dem Reichenhaller Patriziat gehörenden Wälder blieb jedoch vorerst aus, weshalb es während des 15. Jahrhunderts zu weiteren Beschwerden kam, wobei der Herzog gewissermaßen die Anwaltschaft der Bürger übernahm. Erst mit dem so genannten „Landgebot“, 1525 in Mühlendorf am Inn ausgestellt, konnte eine regelmäßige Übereinkunft mit dem Salzburger Fürsterzbischof getroffen werden.

Wiewohl sich die Saalach und ihre Triftanlagen als segensreich erwiesen für die Brennstoffversorgung der Saline, war die Stadt doch auch immer gefährdet durch die nah gelegenen Wasserbauten. Vor allem der große Rechen mit dem an der Stadtmauer geführten Triftkanal barg bei hohem Wasserstand ein schwer kalkulierbares Hochwasserrisiko. Während bei der üblichen Haupttrift rund 350 Personen auf dem Gries arbeiteten, erforderte Hochwasser einen weit höheren Personalstand, um ein Unglück zu verhindern. Dann konnte es vorkommen, dass selbst die Stadtbevölkerung an den Triftrechen gerufen wurde, um Verklausungen und damit für die Stadt bevorstehende Katastrophen abzuwenden. So etwa scheint es bei der verheerenden mitteleuropäischen Binnenflut von 1374 in Reichenhall zu erheblichen Überschwemmungen gekommen zu sein, ebenso 1424 und 1426.

## Durch Hochwasserschäden keine Salzerzeugung mehr

Für das Jahr 1400 sind schwere Hochwasserschäden detailliert überliefert, die neben den Hinweisen in einer Urkunde auch in einer Chronik mitgeteilt werden: Demnach vernichteten die Fluten die aus Stein, Holz und Flechtwerk bestehenden Uferverbauungen und vermutlich auch den Rechen, schwemmten das gestapelte Holz hinweg, bevor das Wasser durch eines der Stadttore drang und Schäden innerhalb der Stadt anrichtete. Die Vernichtung der Holzlager – die Stämme wurden bei großem Hochwasser unkontrolliert in die Saalach zurück geschwemmt – erzwang die zumindest zeitweise Einstellung der Salzerzeugung. Bereits 1386 war fast das gesamte zur Verfeuerung der Sole bestimmte Brennholz hinweg gespült worden. Es muss Monate gedauert haben, ehe die Produktion mit Hilfe brauchbaren und trockenen Holzes wieder aufgenommen werden konnte. Denn oft genug war das zum Versieden verwendete Holz „vast naß und schwär“, wie es in einer Klage der Salinenarbeiter heißt. Doch bereits die bloße Teuerung des Holzes führte mitunter zur vorübergehenden Stilllegung der Saline, wie beispielsweise aus dem Jahr 1378 berichtet wird – vermutlich eine Folge der katastrophalen Flut vier Jahre zuvor. Die Hochwasserkatastrophen, unter denen Rei-

chenhall zu Ende des Mittelalters zu leiden hatte, waren vielleicht eine Folge der starken Abholzung in den Bergwäldern des Pinzgaus, deren Funktion als kontrollierte Wasserspeicher – dadurch schwand. Überhaupt erwies sich die Zeit von der Mitte des 14. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts als eine Epoche ausgesprochenen Katastrophen. Zu den Hochwasserschäden kamen Großbrände, die in den Jahren 1424, 1448 und 1473 zumeist die weitgehende Verwüstung der Stadt zur Folge hatten. Als ob dies nicht schon genügend Rückschläge gewesen wären, welche die Stadt und die Position des Salzpatriates spürbar schwächten, hatte man, wohl bedingt durch eine allgemeine Zunahme an Niederschlägen sowie eine Veränderung des Klimas, nun zusehends auch mit einem zwar subtilen aber doch gravierenden Umwelteinfluss zu kämpfen:

## Neue Süßwasserquellen veränderten den Solegrad

Gerade im 15. Jahrhundert schmälerten einerseits neu eindringende Süßwasserquellen die im Brunnen aufgefangene Sole in ihrer Grädigkeit erheblich, wodurch ein höherer Energieaufwand beim anschließenden Siedeprozess vonnöten wurde. Dies bedeutete eine Steigerung des Brennholzbedarfs, verbunden mit einer größeren Leistung der Holzarbeiterpartien, mit der Errichtung weiterer Klausen, Riesen und Leiten in den Seitentälern der Saalach sowie einer Kapazitätssteigerung in der Reichenhaller Triftanlage, die sich so zusehends zur Leitinvestition entwickelte.

Heftige Regenfälle und ein damit einhergehendes schweres Hochwasser verwüsteten im Sommer des Jahres 1482 die Reichenhaller Triftanlage fast zur Gänze; die finanziell gebeutelte Stadt stand vor dem Bankrott: Aus eigener Kraft waren weder die 16 Siedeherrn noch die Gemeinde in der Lage, die Triftgebäude wieder in Stand setzen zu lassen. Gleichzeitig barg dieser Schaden jedoch bei künftigen starken Niederschlägen eine erhebliche Wassergefahr für die Stadt – vor allem für den kostbaren Solebrunnen, dessen Einsturz und Zusetzung dann drohte. Für den Herzog war dies der geeignete Anlass und Zeitpunkt, um die Verstaatlichung der bayerischen Salzproduktion in die Wege zu leiten.

Doch auch nachdem der Herzog die Geschicke an der Reichenhaller Saline übernommen und zahlreiche Investitionen getätigt hatte, blieb die Triftanlage weiterhin eine kostspielige Angelegenheit. Nach einem verheerenden Hochwasser im Jahre 1572 musste die Anlage erneuert werden, wobei man sich für eine teure Uferverkleidung mittels Steinquadern aus weißem Untersberger Marmor entschied. Erneut verursachte ein Hochwasser im Jahre 1787 am Triftrechen Schäden in einer Gesamthöhe von rund 50 000 Gulden. Die meisten der heute noch vorhandenen Überreste der Uferschutz- und Triftanlagen stammen aus dieser Zeit.

Während bis in das 19. Jahrhundert auf der Saalach Holz aus dem Pinzgau nach Reichenhall getriftet wurde, experimentierte man parallel dazu auch mit Torf, der zur Versiedung der Sole auf den Pfannen Verwendung fand. 1911 ging man auf die Feuerung mit Kohle über, wogegen 1895 letztmalig eine Holztrift auf der Saalach stattgefunden hatte.

Bedingt durch den Bau des Saalachkraftwerkes 1914 kam das Triftwesen von selbst zum Erliegen. Damit hatten die Salinenwälder aufgehört, ihre eigentliche, über tausendjährige Funktion – nämlich die Gewährleistung der Brennstoffversorgung der Reichenhaller Saline – zu erfüllen.

# Zwischen Brandkatastrophe und Baderöffnung

**Im Reichenhaller Stadtarchiv ist ein Dokument aus dem Jahr 1841 aufbewahrt. Es bietet Einblicke in das Alltagsleben frühindustrieller Zeit.**

Von Dr. Helga Proisinger

Ein Titel, der nicht unbedingt zu genüsslicher Lektüre einlädt: „Agrikole Statistik oder Beschreibung des landwirtschaftlichen Distriktes Nr. 23 Reichenhall im Königreiche Bayern, und zwar in Oberbayern“ benannte der königliche Salinen-Forst-Inspektor Franz Xaver Huber, Mitglied des landwirtschaftlichen Vereins in München, seine im Jahr 1841 verfasste Publikation. Wegen der Fülle spröder Fakten und Statistiken wirkt der Text auf den Leser tatsächlich streckenweise etwas ermüdend. Doch da in die Ausführungen auch immer wieder persönliche Eindrücke und Reflexionen des Autors einfließen, lassen sich, sozusagen zwischen den Zeilen, Facetten des Reichenhaller Alltagslebens erkennen, wie es sich sieben Jahre nach der Brandkatastrophe von 1834 darstellte. Gleichzeitig gehen aus Franz Xaver Hubers Zeilen aber auch die sich damals schon deutlich abzeichnenden Bemühungen um eine künftige Neuorientierung der Stadt hervor, wie sie fünf Jahre später mit der Eröffnung der Kuranstalt Achselmannstein ihren Anfang nahm.

## Im Jahr 1841 beginnt in Reichenhall der Wandel

Der Wiederaufbau der bei dem verheerenden Brand zu weiten Teilen zerstörten Stadt war noch längst nicht abgeschlossen, als der königliche Salinenbeamte im Jahr 1841 seine Publikation vorlegte. Gerade im Jahr zuvor hatte man mit dem Bau der Saline begonnen, einem gewaltigen, erst 1851 vollendeten Gebäudekomplex. Die für den bayerischen Staat so wichtige Reichenhaller Salzproduktion, deren beträchtliche Einnahmen dem königlichen Staatsärar zuflossen, sollte auch künftig fortgesetzt werden. Und so hatte der bayerische König Ludwig I. immerhin 10 000 Gulden für den Wiederaufbau der Stadt zur Verfügung gestellt – dies allerdings mit der Forderung verknüpft, dabei seine eigenen städtebaulichen Konzepte zu verwirklichen. Reichenhall war also im Jahr 1841 eine Stadt, die sich, zumindest in ihrem äußeren Erscheinungsbild, allmählich zu wandeln begann. Sie verlor ihr bislang weitgehend mittelalterliches Gepräge; in einem großzügigeren Straßenverlauf und einer repräsentativeren Architektur kündigte sich eine künftige, glanzvollere Epoche an.

Die auf den Beginn der 1840er Jahre zurückgehende Reichenhall-Beschreibung befasst sich zunächst noch einmal mit der Katastrophe der Nacht vom 8. auf 9. November 1834: „277 mit Hausnummern und Herd versehene Gebäude“ – so der Verfasser – „befanden sich vor dem unglücklichen Brand innerhalb der Ringmauern der Stadt“. Nicht nur für die gesamte Bevölkerung so wichtigen Einrichtungen wie Saline, Pfarrhof, Schulhaus, Landgerichts- und Zollamtsgebäude, St. Ägidienkirche und Rathaus wurden Opfer der Flammen, liest man weiter, auch 164 Privathäuser habe der verheerende Brand zerstört. Die damalige Dezimierung der Reichenhaller Einwohnerschaft sei aber nicht nur auf die Folgen des Stadtbrands zurückzuführen. Der Salinenbeamte erwähnt auch eine am Beginn der 1830er Jahre in der Stadt grassierende Choleraepidemie. Sie dürfte ebenso zum damaligen Bevölkerungsrückgang beigetragen haben. Inzwischen sei dies freilich



Die sich im Bau befindliche Saline um 1845.

– Foto: Reichenhall Museum

wieder ausgeglichen, denn eine große Zahl von auswärts kommender, zum Wiederaufbau der Stadt dringend benötigter Arbeiter und Handwerker, vorwiegend Maurer und Steinmetze, habe sich in der Stadt niedergelassen. Laut einer im Oktober 1840 durchgeführten Volkszählung lebten seinerzeit 3095 Einwohner innerhalb der Stadt Reichenhall.

Die Saline – auch wenn zum damaligen Zeitpunkt nur provisorisch eingerichtete Räumlichkeiten zur Verfügung standen – konnte man nach wie vor als wichtigsten Arbeitgeber für die Bevölkerung im Reichenhaller Tal bezeichnen. Neben den königlichen Beamten in den leitenden Positionen handelte es sich bei den dort Beschäftigten – so Hubers Bericht – um die große Zahl an Pfannhausern, Salzfertigern, Hammerhütten- und Schlosserepersonal. Besonders die Arbeit der Pfannhäuser in den Sudhäusern, die dort stundenlang der außergewöhnlichen Hitze der kochenden Sole ausgesetzt waren, dürfte deren körperliche Kräfte enorm beansprucht haben. Noch Jahre später, 1867, klagte der Salinenarzt Dr. Georg von Liebig angesichts der schweren physischen Belastung, vor allem der Arbeiter in den Sudhäusern, über deren mangelhafte Ernährung, die zum großen Teil lediglich aus Getreideprodukten bestand. Er riet dringend, sie zur Stärkung ihrer Körperkräfte „mit Molke, Kräutersäften und Fleischextrakten“ zu unterstützen, ein Privileg, das ansonsten nur den Reichenhaller Kurgästen zugesprochen war.

Neben der Vielzahl der in der Saline Beschäftigten konnte in der vergleichsweise kleinen Stadt Reichenhall – auch dies geht aus den Ausführungen des königlichen Beamten hervor – eine stattliche Zahl Gewerbetreibender ein erträgliches Auskommen finden. Einem nach der Zäsur des Stadtbrands wirtschaftlich allmählich wieder aufstrebenden Bürgertum boten immerhin acht Bäcker, sieben Wirte und sechs Metzger ihre Dienste an. Dass sich schließlich auch noch acht Braumeister in der Stadt niederließen, spricht für einen beachtlichen Bierkonsum der örtlichen Einwohnerschaft. Das war allerdings seinerzeit nichts Außergewöhnliches. Da der Alkoholgehalt des Bieres geringer war als heute, tranken es nicht nur Salinenarbeiter während ihrer schweißtreibenden Tätigkeit. Auch bei der übrigen Bevölkerung war es durchaus üblich, den Durst lieber mit dem an das Reinheitsgebot gebundene Bier als mit dem oft verunreinigten Trinkwasser zu löschen. In der Stadt Reichenhall jedenfalls, so der Bericht des Salinen-Inspek-

tors, wurde jährlich eine beachtliche Menge Bier gebraut: „Im Durchschnitt mindestens 7420 Eimer Winterbier und 10970 Eimer Sommerbier.“ 1 bayerischer Eimer fasste 64 Maass, 1 Maass enthielt 1,07 Liter. Das im März gebräute, daher auch als „Märzenbier“ bezeichnete Sommerbier, wies einen stärkeren Alkoholgehalt auf und war daher haltbarer als das ab Oktober gebräute, etwas preiswertere Winterbier.

Auch eine Reihe aus heutiger Sicht veralteter Berufe findet sich in jener Reichenhall-Beschreibung von 1841. Konrad Landrichinger etwa, der sich in der Stadt als Leiter einer Blaskapelle einen Namen gemacht hatte, übte zugleich als „letzter Thürmer“ Reichenhalls ein Amt aus, das dem eines Nachwächters glich. Vor den Toren der Stadt ging ein für die Beseitigung von Tierkadavern und Schlachtabfällen zuständiger Abdecker, auch Wasenmeister genannt, seiner Tätigkeit nach. Drei im Ort ansässige Lohnkutscher sorgten für die Mobilität der Reichenhaller Einwohnerschaft und da Telefon und Telegrafie noch unbekannt waren, überließ man die Übermittlung wichtiger, oft amtlicher Nachrichten zwei „fahrenden Bothen“. Auf welche Weise sie ihrer Aufgabe nachkamen – ob per Pferd, Kutsche oder gar zu Fuß – geht aus den Aufzeichnungen des Beamten nicht hervor. Zwei Strecken galt es jedenfalls zu bewältigen: die beachtliche Etappe bis in die Residenzstadt München, die weit kürzere ins benachbarte Salzburg oder nach Laufen.

## In wohlwollenden Worten steckte auch Kritik

Im Jahr 1841 schienen die schlimmsten Folgen der sieben Jahre zurückliegenden Brandkatastrophe überwunden zu sein, sodass sich in der Stadt – auch aufgrund eines damals immer reber werdenden Handelsverkehrs – ein bescheidener Wohlstand einstellte, denn „die königliche Salzfabrik“, wie der Salinenbeamte es formulierte, „führt der Stadt Reichenhall viele Fuhrleute und Fremde zu, die beträchtlich viel Geld verzehren ... und damit den Nahrungsstand der Stadt begünstigen“. Jedenfalls dürfte zu bestimmten Zeiten – noch dazu, da die wichtige Handelsstraße von Salzburg nach Tirol den Ort durchquerte – ein geschäftiges Treiben von auswärts kommenden Passanten geherrscht haben, von deren Konsum ein Teil der Reichenhaller Einwohnerschaft, allen voran die Wirte, kräftig profitierte. Auch die jährlich zweimal

stattfindenden, „Dulten“ genannten Jahrmärkte auf denen zahlreiche Kleinhändler aus der näheren Umgebung ihre Waren anboten, erwähnt der Autor in diesem Zusammenhang. Der Trubel dieser jeweils 14-tägigen, für die Stadt durchaus lukrativen Ereignisse zog eine Menge Besucher an, vor allem „Landvolk“, aber auch Konsumenten aus dem nahen Salzburg und Berchtesgaden mischten sich ins Gewühl der Reichenhaller Jahrmärkte. „Nichts unter der Sonne ist vollkommen“, fuhr der Salinen-Inspektor in seiner Beschreibung fort, „und alles Menschliche ist verbesserungsfähig“. Seine Visitation hatte wohl auch Unzulänglichkeiten, vielleicht sogar kleinere Gaunereien zutage gebracht, und so verpackte er in seine wohlmeinenden Worte auch einige Kritik. Wollten sie sich „einen ergiebigen Absatz und zugleich ein gutes Gewissen sichern“, nahm er beispielsweise die Reichenhaller Wirte ins Visier, so sollten „sie sich auf die neuesten, auf chemische Versuche gegründeten Erfahrungen stützen“. Auch an die örtlichen Bäcker richtete sich sein Appell, denn diese könnten „ihren Absatz nur steigern, wenn sie auf das vorgeschriebene Brotwegicht achten und beim Einkauf des Getreides das teurere dem wohlfeileren vorziehen“. Ebenso blieben die Metzger in der Stadt nicht verschont. Sie „werden besser thun“ – so die Meinung des Inspektors, „wenn Sie wohlgemäßetes Vieh und nicht zu sehr abgehetzte Kälber schlachten“. Auch allen übrigen Einwohnern der Stadt, insbesondere den Erwerbstätigen, redete er deutlich ins Gewissen. Es ginge nicht nur darum, „ihren Wohlstand zu sichern“, sondern auch auf einen „moralischen Lebenswandel“ zu achten. Strenge, einengende Moralvorschriften, wie sie noch wenige Jahre zuvor üblich waren, hatten sich bereits Zeitpunkt gelockert. Noch am Beginn des 19. Jahrhunderts war beispielsweise die Salinen-Administration für die Überwachung des vorehelichen Geschlechtsverkehrs ihrer Arbeiter zuständig.

Mit seinem letzten Appell griff der Autor jener Reichenhall-Beschreibung auf eine seit dem späten Mittelalter verbreitete Tradition zurück. Den „Söhnen und Vetter der Gewerbetreibenden“ empfahl er nachdrücklich, „die vorgeschriebene Wanderzeit rechtzeitig anzutreten“. Möglicherweise hatten seine Recherchen ergeben, dass es Reichenhaller Handwerksburschen nicht allzu häufig aus der Enge des heimischen Gebirgstals in die weite Ferne drängte. Bis zur beginnenden Industrialisierung war es im Allgemeinen üblich, dass sich Gesellen

nach Abschluss ihrer Lehrzeit auf Wanderschaft begaben. Dies bildete sogar, da die wandernden Handwerksburschen in anderen Ländern neue Arbeitspraktiken kennenlernen und Lebenserfahrungen sammeln sollten, die Voraussetzung für die spätere Zulassung zur Meisterprüfung. „Die Fremde erzieht den Menschen“, las man dazu in Hubers Aufzeichnungen. „Das mit Fleiß und Lernbegierde verbundene Wandern heilt auch den häufigen Wahn, daß man bereits Alles gut genug zu machen wisse.“

Ein kurzer Blick des Autors gilt auch den sozialen Einrichtungen in der Stadt. So erwähnt er das 1481 gegründete, als „Wohlthätigkeitsanstalt“ bezeichnete St. Johannes-Spital, wo unter anderem „arme, krüppelhafte, nicht ganz weltläufige“ Personen untergebracht waren. Vorwiegend Salinenarbeitern und ihren Angehörigen stand dieses Spital unentgeltlich offen. In eher seltenen Fällen nahm man auch „Bauersleute“ auf, die sich allerdings, wollten sie dort unterkommen, „vorher einzukaufen“ hatten. Auch für die religiöse Erbauung war gesorgt, denn in der unmittelbar daneben liegenden St. Johannes-Kirche sollte den „kränklichen Spitalern wenigstens alle Monate das Wort Gottes vorgetragen werden“. Im inzwischen als Krankenhaus umgestalteten, ehemaligen Leprosenhaus – auf halbem Weg zwischen der Stadt und der Kirche St. Zeno – fanden hingegen „Kranke vom Bürgerstande, Handwerksgehilfen und Diensthöfen gegen monatlichen Beitrag von Seiten der Dienstherrn und Meister“ Aufnahme, wie Hubers Stadtbeschreibung zu entnehmen ist.

## Kinder wurden in Tanzsälen unterrichtet

Nur wenige Worte verliert der Verfasser über die beklagenswerte Situation des damaligen Reichenhaller Schulwesens. Als Folge des Stadtbrands mangelte es den bislang in einem Saal der Saline unterrichteten Kindern und Jugendlichen an geeigneten Schulräumen. Noch im Jahr 1848 klagte der Reichenhaller Chronist Joseph Osterhammer über die Misere des Reichenhaller Bildungswesens. Notgedrungen sei man in der Stadt sogar dazu übergegangen, den Kindern die Tanzsäle in Wirtshäusern als Schullokalitäten zur Verfügung zu stellen. Sieben Jahre zuvor, 1841, dürfte es kaum besser ausgesehen haben. In Franz Xaver Hubers Aufzeichnungen ist lediglich von einer „Realschule mit drei Lehrern, einem Gehilfen und einem Katecheten in Person des k. Salinenkaplans“ die Rede. Wo allerdings die dafür nötigen Schulräume untergebracht waren, geht aus seinen Ausführungen nicht hervor.

Der Gedanke, man könne der Stadt Reichenhall in naher Zukunft neben der Salzproduktion ein zusätzliches industrielles Standbein verschaffen, dürfte den Verfasser veranlasst haben, sich in einem weiteren Kapitel seiner Stadtbeschreibung auffallend ausführlich mit dem im Ort ansässigen Schneidermeister Jankowsky zu befassen. Dieser Schneidermeister, den der ansonsten in lobenden Äußerungen eher zurückhaltende Autor mit Attributen wie „thätig“, „verständnisvoll“ und „geschickt“ würdigte, hatte bereits in den 1820er Jahren eine Maschine zur Verarbeitung von Baumwolle erfunden, diese professionell weiterentwickelt und im Jahr 1830 am linken Saalacher eine Spinnerei errichtet. Vom Stadtbrand verschont, sollte aus ihr schon bald eine stattliche Manufaktur entstehen, in der vorwiegend junge Mädchen Beschäftigung fanden. Möglicherweise sah der königl. Salinenbeamte in Jankowskys florierender Baumwollmanufaktur – das lassen jedenfalls seine akribischen Aufzeichnungen vermuten – ein vielversprechendes Projekt für Reichenhalls Zukunft, das so

manchem im Ort Arbeit beschaffen und der Stadt beträchtlichen Gewinn bringen könnte.

## 700 Maulbeerbäume auf Salinengrundstück gepflanzt

Doch schwebten dem rührigen Schneidermeister noch höhergesteckte Ziele vor Augen. Im Jahr 1841 begann er mit der Aufzucht von Seidenraupen, eine Idee, die auch andere Reichenhaller zur Nachahmung inspirieren sollte. Tatsächlich wurden damals etwa 700 Maulbeerbäume, von deren Blättern sich die Seidenraupen ernähren, vorwiegend auf dem Grundstück der Saline angepflanzt. Das Unternehmen schien zunächst erfolgreich zu sein; denn Jankowsky hatte, wie der Salinen-Inspektor berichtet, schon bald „eine bedeutende Quantität der schönsten Seide“ vorzuweisen. Doch war dem Plan, aus Reichenhall eine Stadt der frühindustriellen Seidenherstellung zu machen, keine Zukunft beschied. Das Projekt scheiterte an äußeren Bedingungen, wie etwa dem für die Entwicklung von Maulbeerbäumen wenig günstigen Reichenhaller Klima. Und auch Jankowskys mit so großen Hoffnungen verknüpfte Baumwollspinnerei konnte sich wegen höherer Grenzzölle in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr halten.

In ähnlicher Ausführlichkeit wie auf Jankowskys Projekte geht der Autor aber auch auf das Reichenhall nahe gelegene Mineralbad Kirchberg ein, wo man bereits seit längerer Zeit recht erfolgreich Bäder mit angereicherter Sole aus der Reichenhaller Saline zur Therapie verschiedenster Leiden anbot. Chemische Untersuchungen, so Hubers Recherchen, hätten schon längst ergeben, dass das Kirchberger Bad, „wenn es ordentlich gebraucht wird ... Jungen und Alten zu rekommen ist“. Es ist anzunehmen, dass der Salinen-Inspektor – das Beispiel Kirchbergs vor Augen, aber auch im Blick auf die Erfolge des inzwischen renommierten österreichischen Kurorts Ischl – an eine balneologische Neuorientierung Reichenhalls dachte. Aufgrund einer Fülle von Fakten über die Reichenhaller Verhältnisse bestens informiert, könnte er darin eine realistische Zukunftschance für die alte Salinenstadt gesehen haben, die – womöglich zog er auch das in Betracht – schon bald eine weit größere Besucherzahl anziehen würde als das vorwiegend von Salinenarbeitern frequentierte, auch als „Bauernbad“ verschriene Kirchberger Bad.

Allerdings hatte die Idee, die Salinenstadt könne in nicht allzu ferner Zeit zu einem fragten Kurort aufsteigen, schon wenige Jahre nach der Brandkatastrophe die Fantasie so mancher Reichenhaller beflügelt. Doch in den Jahren um 1840 nahmen diese visionären Vorstellungen deutlichere Züge an. Im Bewusstsein, mit beachtlichen Voraussetzungen punkten zu können, verfolgte man in der Stadt ambitionierte Pläne. Impulse, die Salinenstadt nach der Zäsur des Stadtbrands wirtschaftlich in neue Bahnen zu lenken und sie nicht nur von der Salzproduktion abhängig zu machen, kamen damals von den verschiedensten Seiten. Auch aus den Aufzeichnungen des königlichen Salinen-Forst-Inspektors von 1841 gehen solche Erwägungen, zumindest zwischen den Zeilen, hervor.

Quellen: Huber, Franz Xaver: Agrikole Statistik, 1841; Döring, Thomas: Die Arbeits- und Lebensbedingungen von Fabrikarbeitern im südostbayerischen Raum im 19. Jahrhundert, 2005; Lang, Johannes: Geschichte von Bad Reichenhall, 2009

„Heimatblätter“, Beilage zu „Reichenhaller Tagblatt“ und „Freilassinger Anzeiger“, gegründet 1920 von Max Wiedemann, Druck und Verlag der „BGL-Medien und Druck GmbH & Co KG“, Bad Reichenhall.